Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 264 (1991)

Artikel: Der langen Rede kurzer Sinn
Autor: Sacher-Masoch, Alexander
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657791

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ALEXANDER SACHER-MASOCH

Der langen Rede kurzer Sinn

Gestern hatte er den Hof übernommen. Der Vater zog fort, auf den alten Teil, in das kleine Haus am südlichen Dorfende. Er aber war jetzt Bauer geworden, mit Hof und Scheune, Mit Grund und Boden, mit Kühen, Ochsen, Pferden und Kleinvieh.

Da setzte er sich hin, um einen Brief zu schreiben. Die Sonne fiel schräg durch die niedrigen Fenster der grossen Stube. Es war spät am Nachmittag, er sass allein vor dem grossen, schweren Tisch im Herrgottswinkel. Mit dem Hirschhornmesser entfernte er sorgfältig den Korken aus dem neugekauften Tintenfass. Dann breitete er das weisse, sauber linierte Papier aus, stützte die Ellbogen auf und begann nachzudenken. Tagsüber hatte er mehrere Liebesbriefsteller durchstudiert und sich verschiedenes daraus gemerkt. Denn das sollte ein Liebesbrief werden. Ein Brief an Maria, die in der Stadt bedienstet war seit zwei Jahren und die er gern zu seiner Bäuerin gemacht hätte. Er wusste noch genau, wie sie aussah. Einmal hatte er auf dem Dorfball mit ihr getanzt, das war aber alles. Aber den Händedruck beim Abschied spürte er noch immer. Jetzt war sie fort, seit langem. Einmal hatte er ihr eine Karte geschickt, das Schreiben lag ihm nicht so recht. Wer weiss, vielleicht hatte sie schon einen anderen, irgendeinen Städter. War selbst vielleicht ein Stadtfräulein geworden und hielt nicht mehr viel vom einfachen Leben hier draussen. Er seufzte. Dann nahm er den Federstiel wie etwas Fremdes, Feindliches zwischen seine grossen Finger und begann:

«Wertes, vielgeliebtes Fräulein!

Weil ich nunmehr in diese neuen Umstände geraten bin und da nun der Hof und alles mir verblieben ist, wage ich es, an Sie, vielgeliebtes Fräulein, von ganzem Herzen...»

Nein, so ging das nicht, so direkt. Er nahm einen neuen Briefbogen. «Erinnern Sie sich noch, als wir in jenem wunderschönen Frühling, während die Vöglein gar lieblich auf den Bäumen zwitscherten, Hand in Hand über eine Blumenwiese wandelten? Es wäre, vielgeliebtes Fräulein, mein Herzenswunsch, dass wir, was uns auf dieser Welt das Höchste...»

Er schwitzte. Diese verteufelt langen Sätze! Das war ja zum Krankwerden! Wie da herausfinden? Was hatte das alles mit einer Blumenwiese zu tun? Also, noch einmal:

«Über uns haben die Sterne geleuchtet und

Frau Polizistin
Erstmals absolvieren auch Frauen die anspruchsvolle Polizeischule der Stadt Bern.
(Photo Hansueli Trachsel, Bern)

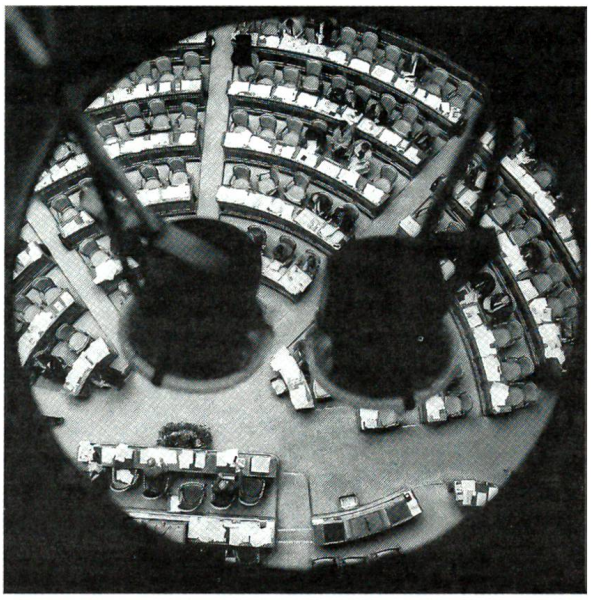
der Mond, so blass und zart, wie Ihre Wangen, wertes Fräulein. Wessen mein Herz bedarf, möchte ich gern...»

«Möchte ich gern...» Was möchte ich? Kreuzdonnerwetter!

Es dämmerte bereits. Er stand auf und zündete eine Lampe an. Dann trat er vors Haus. Der Knecht schirrte soeben die Ochsen ab. Die Sonne verglühte rot am Rand der Felder. *Seiner* Felder. Ein leichter Wind strich über das Land, strich über die sanften Hänge und Hügel, kühlte seine brennende Stirn. Auf dem Nachbarhof, fern, schlug ein Hund an. Die Kuhglocken bimmelten leis. Viel Schöheit lag im Abend. Er stand lange so, die Hände in den Taschen, stand und liess alles einströmen in sein Herz. Später ging er hinein, zerknüllte alles bisher Geschriebene, nahm einen neuen Bogen und schrieb mit ungelenken, grossen Buchstaben, diesmal ohne grosse Mühe:

«Liebe Marie!

Willst Du mich haben? Bin Bauer geworden. Wenn ja, schreib's Deinem Jockel.»



Ungewöhnlicher Blick in den Nationalratssaal
aus der Sicht des Elektrikers – die Präsenz ist nicht gerade beeindruckend!
(Photo Hansueli Trachsel, Bern)

SCHÖNE SCHRIFT

Als ich neulich bei einer alten Verwandten war, gab sie mir einen Brief, den mein Grossvater an seine Braut geschrieben hatte, als er 1870 als Soldat an der Grenze lag. Es war ein wunderschöner Brief nicht nur, was den Inhalt anbetraf, in dem der Verfasser wiederholt mit herzlichen Worten seine Liebe und Treue beteuerte, sondern auch in bezug auf die Schrift. Und gleichzeitig kam mir ein Zettel von der Hand der Grossmutter zu Gesicht, ein sehr prosaischer Zettel, auf dem eine Aufstellung gemacht war, was sie beim Kaufmann geholt hatte: Petersilie drei Rappen, Suppengewürz fünf Rappen, Nudeln zwanzig Rappen, ein halbes Pfund Rindfleisch vierzig Rappen. Die Schrift war wie gestochen. So haben auch mein Vater und meine Mutter geschrieben, und alle, die vor dem Ersten Weltkrieg zur Schule gingen.

Aber wenn ich mir heute die Schulhefte meiner Kinder ansehe – vor einem Menschenalter ist die Kunst des Schönschreibens verlorengegangen. Früher fiel einer mit einer schlechten Handschrift auf, heute, wenn er gut und leserlich schreibt. Kein Wunder, dass niemand mehr Lust hat, Briefe oder gar Liebesbriefe zu schreiben. Das Telefon fördert die Schreibfaulheit. Und wenn man wirklich noch Briefe bekommt, dann lesen sie sich oft wie Kompaniebefehle.